

Mitteilungen der Hospiz-Gruppe »Albatros« Augsburg e.V.

# FLUGPOST



Ausgabe September 2010

# 20 JAHRE ALBATROS



# GRUSSWORT

... für die Festschrift zum 20-jährigen Bestehen der Hospiz-Gruppe »Albatros« Augsburg e.V.

## Inhalt:

20 JAHRE HOSPIZARBEIT	Seite 3
VOM ARBEITSKREIS ZUR GEMEINNÜTZIGEN GMBH	Seite 6
FÜREINANDER UND MITEINANDER	Seite 8
EINE VÖLLIG UNGEPLANTE »KARRIERE«	Seite 9
TOD – TRAUER – TRAUERBEGLEITUNG	Seite 10
RUNDER TISCH IM DIAKO	Seite 11
MEINE BEGEGNUNG MIT STERBEN UND TOD	Seite 12

Die Hospiz-Gruppe »Albatros« Augsburg feiert in diesem Jahr ihr 20-jähriges Bestehen. Dazu möchte ich alle Mitgliedern, Freunde und Förderer beglückwünschen und ihnen für ihre Arbeit im Dienste der Mitmenschlichkeit von ganzem Herzen danken.



»Hospiz« wird im Duden als »Beherbergungsbetrieb mit christlicher Hausordnung« definiert. Das Hospiz war ursprünglich eine christliche Herberge für Reisende, insbesondere für Pilger und Mönche. Die Mitglieder dieser Hospizgruppe verstehen sich daher auch als Reisebegleiter für Menschen auf ihrem schweren Weg vom Leben in den Tod. Und als Begleiter der vom Sterben und vom Tod eines Angehörigen Betroffenen.

Sie wirken in einem Bereich, in dem die öffentliche Hand nichts mehr zu suchen hat: Weil wir uns hier – trotz des Wortes von Seneca »Das Leben ward uns gegeben mit der Bedingung des Sterbens, es ist ein Gang zum Tode« – in einer Tabu-Sphäre befinden, in die nur noch unmittelbare menschliche Anteilnahme eindringen darf. Der Staat und die Kommunen können – und müssen – für bestmögliche medizinische Betreuung sorgen. Aber trotz des aufopfernden Einsatzes unseres Pflegepersonals kann dieses nicht immer jene persönliche, individuelle Zuwendung aufbringen, wie sie gerade Schwerkranke und Sterbende – aber auch deren Angehörige – brauchen.

Solchen Beistand leisten die Helferinnen und Helfer der Hospiz-Gruppe »Albatros«. Allein schon die Tatsache, dass sich zahlreiche Menschen zu einem derartigen Dienst am Mitmenschen bereit finden, zeugt erfreulicherweise davon, dass sich in unserer Gesellschaft keineswegs nur der Egoismus durchgesetzt hat, dass es gerade heute viele Menschen gibt, denen es Freude macht und Erfüllung bringt, für andere in besonders schwierigen Lebensphasen da zu sein.

Solche Pflege der Mitmenschlichkeit lässt sich nicht delegieren und sie lässt sich nicht verstaatlichen. Jeder einzelne ist gefordert, sie in seinem Lebensumfeld zu praktizieren und denen hilfreich zur Seite zu stehen, die sich allein gelassen fühlen.

Das Wirken der Mitglieder, Freunde und Förderer der Augsburger Hospiz-Gruppe »Albatros« ist beispielhaft für solche Mitmenschlichkeit. In 20 Jahren ist hier eine Gemeinschaft gewachsen, die sich den Zielen der Humanität verpflichtet weiß. Ihr Wappenvogel ist der Albatros. Dieser Sturmvogel mit seiner großen Flügelspannweite soll in der Lage sein, Schiffbrüchige ans rettende Ufer zu bringen. Und der Albatros fliegt, dem Sturm und dem Meer trotzend, der Sonne entgegen, ist zum Symbol der Hoffnung geworden. Stark ist auch die Gemeinschaft der Augsburger Albatrosse. Sie ist in den 20 Jahren stetig gewachsen, und ich kann Ihnen zu Ihrem Jubiläum nur wünschen, dass sie weiter so wächst. Ich danke Ihnen allen für Ihr Engagement, für Ihren Mut und für Ihre Kraft. Gerade letztere braucht es, um Schwerkranken, Sterbenden und Trauernden auf ihrem Weg etwas von dieser Kraft zu geben. Solche Kraft wünsche ich Ihnen auch für die Zukunft.

## Impressum:

Herausgeber: Hospiz-Gruppe »Albatros« Augsburg e.V., Völkstraße 24, 86150 Augsburg, Telefon 0821/38544, Telefax 0821/158878, verantwortlich i. S. d. P.: Renate Flach, Doris Schneller

Dr. Kurt Gribl  
Oberbürgermeister der Stadt Augsburg

# 20 JAHRE HOSPIZARBEIT

Unser Motto: Füreinander und Miteinander im Leben und Sterben

20 Jahre Hospizarbeit, eine lange Zeit – Zeit zum Innenhalten und Nachdenken, zum Rückbesinnen und zur Freude.

Gegründet am 4. September 1990 unter der Führung von Gertrud Pöllmann. Mit hoher Motivation und unglaublichem ehrenamtlichen Engagement wurde etwas Neues geschaffen. Hospizarbeit und Sterbebegleitung waren damals nahezu unbekannt. Heute kaum noch vorstellbar und daran sehen wir auch, welche große Entwicklung wir durchlebt haben. Mit Höhen und Tiefen, guten Zeiten voller Elan und Inspiration und manchmal auch schweren Zeiten mit Sorgen und Problemen. Wir stehen auf einer soliden Basis. Aus der anfangs rein ehrenamtlichen Arbeit hat sich nach einigen Jahren auch Hauptamtlichkeit als sinnvoll erwiesen. Somit kam durch die Hospizschwestern Fachqualifikation hinzu und es hat sich bis heute ein sehr gutes Miteinander von Haupt- und Ehrenamt entwickelt. Auch die Zahlen sind interessant anzuschauen. Um ein paar Beispiele zu nennen: im Jahr 1991 haben wir 15 Menschen begleitet, 1996 waren es 59, 2001 stieg die Zahl auf 116, 2006 auf 196 und im letzten Jahr, also 2009, waren es 229 Personen.

Eine schöne Entwicklung, obwohl ich an dieser Stelle anmerken möchte, dass die Zahlen für uns stets zweitrangig waren und sind. Wirklich wichtig ist die Qualität der Begleitung und vor allem die HALTUNG! Meine Idee von Haltung ist: »Geh zu den Menschen und leg ihnen ein weißes Blatt auf den Tisch. Darauf dürfen sie schreiben was sie brauchen und was ihre Nöte sind. Und wir dürfen ihnen sagen was möglich ist.«

Aus dieser Haltung heraus hat sich auch die Idee entwickelt, zu unserem Jubiläum einen immer währenden Kalender zu gestalten (kann man bei uns käuflich erwerben) mit wunderschönen Bildern von Holzskulpturen des

Künstlers Hans-Jürgen Conrad und zwölf Sätzen, einprägsame Worte von Menschen, deren Lebensende nah ist. Die Wünsche und Bedürfnisse der Betroffenen bestimmen unser Handeln und daraus ergeben sich die Richtlinien unserer Arbeit.

## 1. Durch Öffentlichkeitsarbeit ambulante Hospizarbeit möglichst vielen Menschen bekannt machen.

»Wenn Sie vom Hospiz kommen, muss ich ja sterben.«

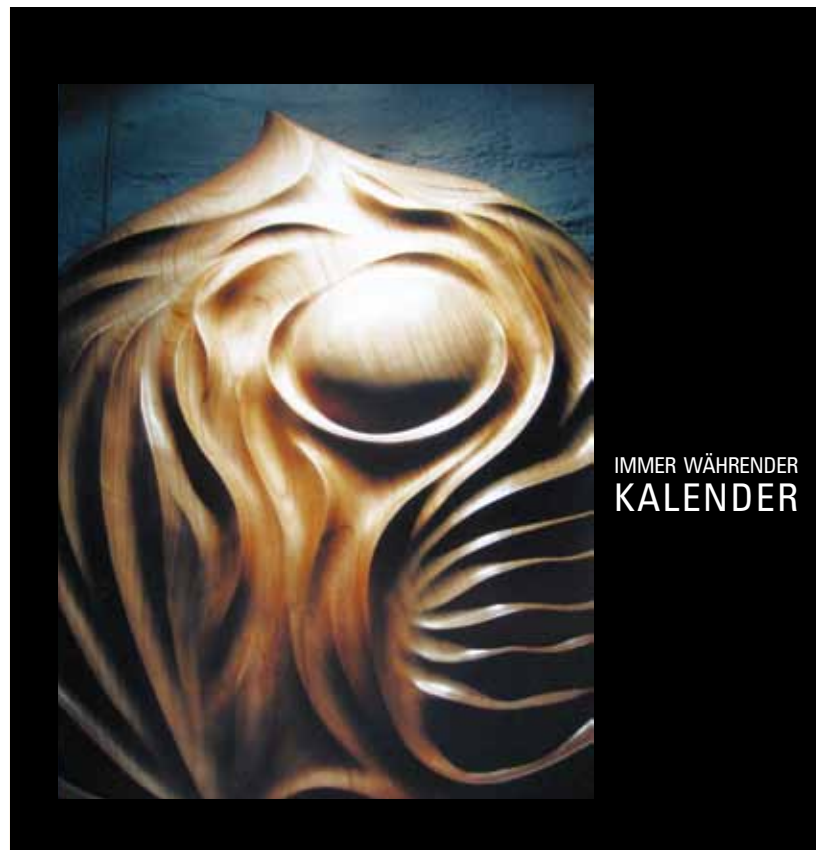
sagte ein schwerkranker Patient, den wir im Krankenhaus besuchten, um die Entlassung nach Hause zu unterstützen. Die Angst, dass der Tod schon sehr nahe ist, wird mit dem Wort Hospiz verbunden und letztendlich ist es ja auch so. Doch herrscht auch häufig eine unklare Vorstellung bzw. keine Vorstellung wie das ambulante Hospiz zu Hause zur Seite stehen kann. Viele Menschen wissen nicht, dass die Hospizschwestern gute Kenntnisse in

Schmerztherapie und Symptomkontrolle haben und wissen auch nichts über die hilfreichen Besuche und Sitzwachen der Hospizhelferinnen und Hospizhelfer – und sie wissen auch nicht, dass eine ambulante Begleitung viele Wochen, Monate oder auch noch länger bestehen kann.

## 2. Die Warum-Frage annehmen und achten.

»Warum gerade ich, ich bin doch noch so jung?«

Eine 38-jährige Frau stellte diese Frage, fassungslos über ihre fortschreitende Erkrankung und deren schlechter Prognose. Wir alle kennen diese Warum-Fragen und wir, die in der Hospizarbeit tätig sind, hören sie oft. Wir wollen uns diesen Fragen stellen und ihnen begegnen – in dem Wissen, dass wir die Antworten nicht haben, dass es *die* Antwort nicht gibt. Die Erfahrung aus den vielen Gesprächen zeigt auch, dass die Menschen nicht



irgendwelche fertigen Antworten von uns erwarten, sondern sie wollen sich austauschen, verstehen, erahnen, darüber nachsinnen was das Schicksal ihnen auferlegt hat. Die Antworten trägt jeder in sich selbst, ab und zu darf es sein, dass sie gefunden werden. Wenn wir gefragt werden nach unserer Meinung und Überzeugung, auch nach unserem Glauben, dann dürfen und sollen wir natürlich antworten (aber in der Ich-Form). Ein Grundsatz der Hospizbewegung ist es, nicht zu missionieren.

Wichtig ist, den Menschen in seinem Weltbild und in seinem Glauben zu lassen. Vor Gott ist nichts verloren.

### 3. Die Akzeptanz, dass Leben wie Sterben nicht planbar oder vorhersehbar ist.

*»Das Licht geht aus – das Zepter fällt.«*

Vier Stunden vor ihrem Tod sprach eine 70-jährige Frau diesen Satz. Eine große Unruhe, ja Panik hatte sie erfasst. Wir haben diese Patientin über viele Wochen begleitet. Sie sagte, sie könne gut von dieser Welt gehen, war gefestigt im Glauben, hatte keine Schmerzen. Auch war sie geborgen und umsorgt von Familie und Freunden. Wir vom Hospiz erlebten diese Begleitung als sehr ruhig. In den letzten Stunden – wir wurden notfallmäßig gerufen – war alles ganz anders. Panik, Angst, extreme Unruhe der Kranken, die auch auf die Angehörigen übergriff, bestimmte das Bild. Medikamente, die inzwischen vor Ort waren und die Unruhe bekämpfen sollten, halfen auch in höheren Dosen wenig. Die Zugewandtheit von Angehörigen und Hospizmitarbeitern, Gebete, beruhigen versuchen durch Berührung – alles half kaum. So lernen wir, dass wir manchmal nichts wissen und wenig tun können. Den Grund kennen wir nicht. Wir müssen das Leben und Sterben manchmal nehmen wie es ist und dürfen ab und zu auch hadern mit Gott und der Welt – unser Herrgott kann das aushalten.

Das Sterben nicht zu idealisieren, sondern auch zu lernen manches zu akzeptieren wie es eben ist, ist ein großer Lernprozess, gerade und besonders für die Hospizarbeit.

### 4. Die Akzeptanz, dass die Sterbenden uns schon ein Stück voraus sind.

*»Sie haben gut reden, sie sind ja nicht krank.«*

Das war die Aussage einer 54-jährigen Patientin nach Beratung durch Pflegedienst und Hospiz. Vieles wurde angesprochen: Pflege, Schmerztherapie, Ernährung, Besuch vom Hospizhelfer? Wichtige und richtige Fragen und ein vom Patienten gewünschtes Gespräch und doch – diese Aussage lässt uns nachdenklich werden und rückbesinnen auf eine wesentliche Erfahrung im Hospizbereich. Wenn wir genau hinhören, uns selbst zurücknehmen und achten, dass der Kranke schon ein Stück Weg gegangen ist den wir nicht kennen, nur dann werden wir einen guten gemeinsamen Weg finden. Ohne Hierarchie – etwas, das auch in der Versorgung und Begleitung Sterbender nicht selbstverständlich ist. Oft meinen wir zu wissen was der Andere braucht – vom Pflegebett bis zur Beichte, vom Loslassen-müssen bis zur Versöhnung mit Angehörigen. Begegnung ohne Hierarchie, gewollt und verinnerlicht, ist ein Übungsfeld und eine große Herausforderung für uns alle im Hospiz- und Palliativbereich Tätigen.

### 5. Die Begleitung der Angehörigen und Freunde ist genauso wichtig wie die Begleitung der Kranken.

*»Ich habe eigentlich mit dem Leben abgeschlossen, aber für meine Frau wird es sehr schlimm, wenn ich nicht mehr bin.«*

Das war einer der ersten Sätze eines 59-jährigen Patienten beim ersten Besuch zu Hause. Der Kranke war sehr ruhig, schmerzfrei und gelassen. Seine Ehefrau dagegen, die ihn liebevoll umsorgte, konnte es fast nicht aushalten, weinte viel, war unruhig, konnte nicht schlafen und wollte das Haus nicht mehr verlassen.

Es ist keine seltene Erfahrung von uns, dass Angehörige sehr viel Kraft in die Versorgung einbringen und sich selbst ganz vergessen. Zuhören, trösten, unterstützen und stärken tut ihnen gut. In dieser Situation war es für das Ehepaar wichtig zu erfahren: auch in der Zeit nach dem Sterben lassen wir die Trauernden nicht allein, sondern begleiten sie weiter.

### 6. Die Einsamkeit lindern und mittragen.

*»Sie wissen nicht, wie es mir wirklich geht.«*

Ein 75-jähriger Mann, ein Künstler, feinsinnig und gebildet, sagte diese Worte. Er lebte mit seiner Ehefrau, sie waren schon über 50 Jahre verheiratet. Beide fühlten sich sehr allein gelassen, auch von Freunden und Bekannten, eine Erfahrung die uns nicht fremd ist. Freunde und Angehörige wenden sich ab, wenn Sterben, Tod und Trauer nahe sind. Unsicherheit und Angst etwas falsch zu machen herrschen vor und so sind die Betroffenen oft alleine.

Eine große Hilfe und Unterstützung sind die ehrenamtlichen Hospizhelfer. Sie besuchen die Kranken und ihre Angehörigen regelmäßig. Durch ihr Zuhören, Annehmen und Dasein schenken sie den Betroffenen ihre Zeit und begegnen mit ihnen der Einsamkeit. Erstaunlich schnell erzählen uns die Menschen Tiefleidendes, Schweres und auch Schönes aus ihrem Leben. In einem intensiven Gespräch fiel der obige Satz.

Innehalten, darüber nachdenken, ja auch ein bisschen Erschrockensein und Erstaunen war die Reaktion und eine Erkenntnis, wichtig für die Hospizarbeit und auch für jede Begegnung mit Menschen: wir können und sollen uns in den Anderen nur bedingt einfühlen, wir spüren nicht seinen Schmerz und seine Einsamkeit, das muss uns klar sein in der Begleitung. Aber wir können einen Weg miteinander, nebeneinander gehen – voller Empathie und so ein Zeichen setzen für unsere Gesellschaft.

### 7. Jeder stirbt seinen eigenen Tod.

*»Andere haben Angst vor dem Tod, aber ich freue mich darauf.«*

Soweit wir es wahrnehmen können sterben manche Menschen »ganz leicht« ohne große, erkennbare Not oder mit den Worten eines Ehemannes gesagt: »Sie ist ganz leise davongeflogen, wie ein kleiner Vogel«. Seine Frau war es auch, die den obigen Satz gesagt hat. Sie war ganz gelassen und gefestigt. Sie konnte das Leben lassen. Andere Menschen »sterben schwer«, der Prozeß des Leidens braucht viel Zeit. »Der kann nicht loslassen« hören wir dann manchmal, nicht selten mit dem Zusatz – weil ... Dürfen wir uns das anmaßen, wissen

wir das? Wir sehen unsere Aufgabe darin, Menschen auf dem Weg zu begleiten, Leiden zu lindern aber den Prozess in seinem Ablauf nicht verändern zu wollen, oder meinen verändern zu müssen.

## 8. Miteinander Linderung suchen und so dem psychischen, physischen, spirituellen und sozialen Leid zu begegnen.

*»Mir ist alles egal, ich kann eh` nichts machen.«*

Ein Gefühl des völligen Ausgeliefertseins ließ eine 75-jährige Frau diesen Satz sagen. Sie lebte allein und fühlte sich von allen allein gelassen, hatte Schmerzen, viele Ängste plagten sie. Schmerz und Leid auf vielen Ebenen – the total pain – der totale Schmerz. Ein Begriff den Cicely Saunders prägte, eine englische Ärztin und die Begründerin der weltweiten Hospizbewegung. Cicely Saunders war es auch, die wesentliche Grundsätze der modernen Tumorschmerztherapie geschaffen hat.

Nur miteinander können wir dem totalen Schmerz begegnen. Der Hausarzt mit einer guten, ausreichenden Schmerztherapie in Zusammenarbeit mit uns als Hospiz und einem palliativen Pflegedienst. Dieses Gefühl, völlig ausgeliefert zu sein verbunden mit dem Erkennenmüssen, dass ich meine Körperfunktionen nicht mehr unter Kontrolle habe, verursacht größtes Leid. Diese Menschen brauchen gute ärztliche Versorgung, sensible Pflege und ganz wesentlich die Zuwendung der ehrenamtlichen Hospizhelferinnen und Hospizhelfer, die durch ihre Besuche die Einsamkeit schmälern und den Kranken Zeit, Aufmerksamkeit und Zuneigung schenken. Wir können Dunkles und Leid nicht von der Welt nehmen – aber wir können ein Licht anzünden.

## 9. Sterben als Prozess betrachten und Veränderungen in der Einstellung akzeptieren.

*»Wenn ich nicht mehr arbeiten kann, will ich nicht mehr leben.«*

Ein 49-jähriger Mann, selbständig, nicht verheiratet, keine Kinder. Seine Erfüllung, sein Lebensinhalt, war sein Beruf. Dort konnte er kreativ sein und seine Gaben leben. Wir lernten ihn kennen, als es ihm noch relativ gut ging. Seine Erkrankung war noch nicht weit fortgeschritten. Da sagte

er diesen Satz. Wir machten im Laufe der folgenden Monate die Erfahrung, dass sich Sichtweisen verändern können und dürfen. Als der Patient nicht mehr arbeiten konnte, entdeckte er andere Dinge die sein Leben bereicherten und sogar als er fast völlig pflegebedürftig war, sagte er einmal: »Manchmal ist das Leben trotzdem noch schön«.

Eine wichtige Erkenntnis für uns, auch bezüglich der aktiven Sterbehilfe, die die Hospizbewegung ablehnt. Ein gesunder, oder noch relativ stabiler Mensch hat meist eine ganz andere Einstellung als die Menschen, die wir im Sterben begleiten. Das mag uns zu denken geben.

## 10. Den Anderen da abholen wo er gerade steht.

*»Wissen Sie, es ist egal wann es einen trifft, ob mit 40, 60 oder 80 – es ist immer ein ungünstiger Augenblick.«*

Mit einem feinen Lächeln und einem guten Stück Humor gewürzt wurde dieser Satz ausgesprochen von einer 81-jährigen Patientin, drei Wochen bevor sie starb. Darf das überhaupt sein, geht das zusammen – Hospizarbeit und Humor? Natürlich geht das, so wie Humor zum Leben gehört und vieles leichter macht, so kann er auch zum Sterben gehören. Viele Höhen und Tiefen hat diese Frau in ihrem langen Leben erlebt und Humor hat ihr über einiges hinweg geholfen. Nicht der schwarze oder der derbe Humor ist gemeint sondern Humor im wahrsten Sinne des Wortes: die Fähigkeit eines Menschen, viele Lebenssituationen mit Heiterkeit und einer gelassenen Grundstimmung zu bewältigen. Nicht nur das Schwere, Traurige gehört zur Hospizarbeit, nein, es darf auch Lachen, Humor und Freude sein. In einem achtsamen Miteinander können wir voneinander lernen und wir können durch die Lebenserfahrung der Menschen, die wir begleiten, reifer werden.

## 11. Den Weg mit den Kranken und Angehörigen mitgehen.

*»Das Leben ist so schön, ich komm nicht drüber – über die Schwelle.«*

Ein Patient, 75 Jahre alt, mit fortgeschrittener Krebserkrankung. Wir hatten ihn schon viele Wochen begleitet, sein Zustand verschlechterte sich ständig und wie oft am Lebensende hat ihm die Ernährung durch

die Magensonde eher geschadet als genutzt. Ständige Übelkeit, häufiges Erbrechen waren Begleitsymptome, bei Absetzen der Ernährung ging es ihm deutlich besser – und doch, er wollte noch leben, das Leben war für ihn schön und die Schwelle noch zu hoch.

Für uns gilt, nicht zu werten oder den Weg und die Entscheidungen verändern zu müssen, sondern – soweit wie möglich – mit-zu-gehen in der Achtung vor dem Sein des Anderen.

## 12. Kinder in den Prozess des Sterbens und der Trauer miteinbeziehen.

*»Das Schlimmste ist, zu wissen wieviel Leid ich meinen kleinen Kindern und meiner Frau zufüge, weil ich sterben muss.«*

Das sagte ein krebskranker junger Mann, 32 Jahre, der von der Klinik zum Sterben nach Hause entlassen war. Er wollte bei seiner Familie sein und die Ehefrau wollte ihn bei sich haben. Die Kinder waren drei und fünf Jahre alt. Was zu allem Leid dazukam, war soviel ungeliebtes Leben, soviel zerstörte Zukunftsträume. Wir haben die Kinder – altersgemäß und wie sie wollten und konnten – die Situation miterleben lassen. Immer in Übereinstimmung und Gesprächen mit ihrer Mutter. Natürlich war es schwer und traurig, aber wir machen die Erfahrung, dass Kinder oft ohne Berührungsangst und ganz natürlich mit den Kranken umgehen und es ist unsere Überzeugung, dass wir Kinder nicht ausgrenzen dürfen. Doch nicht nur unsere Überzeugung bestärkt uns in unserem Handeln, sondern auch die Rückmeldungen der Angehörigen wie gut und sinnvoll es war, die Kinder den Weg mitgehen zu lassen – immer kindgerecht, behütet, achtsam und begleitet.

*Renate Flach*

Renate Flach  
1. Vorsitzende

# VOM ARBEITSKREIS ZUR GEMEINNÜTZIGEN GMBH ...

... vielleicht aber auch einfach nur eine kleine Geschichte vom Miteinander

Liebe Renate,

gerne komme ich Deiner Bitte nach, zu Eurem 20-jährigen Jubiläum einige Worte über dieses noch kurze Stück gemeinsamen Wegs zu schreiben, das wir die letzten drei Jahre zurückgelegt haben. Wobei ich allerdings zuerst einmal von Herzen gratulieren möchte – es ist schon eine gewaltige Leistung, die Ihr seit 1990 vollbracht habt und weiterhin vollbringt.

Ich kann mich noch ziemlich gut an den Moment – genau genommen eigentlich Zufall – im Jahr 2007 erinnern, als sich Michael Strauß vom St. Vinzenz-Hospiz, Margarethe Beck vom Caritasverband, Du vom Albatros und ich vom Klinikum Augsburg in Friedrichshafen auf dem zweiten Palliative Care Kongress an einem Pausentisch trafen und alle vier fest-

stellten, dass uns die neue, damals seit April gesetzlich bestehende Versorgungsform »Spezialisierte ambulante Palliativversorgung« (SAPV), die nun in aller Munde ist, beunruhigte. Keiner von uns wusste damals, was das denn eigentlich sein sollte und was das bedeuten könnte. Aus meiner Sicht war diese »gemeinsame« Furcht vor dem Neuen, dem Unbekannten, das vielleicht die viele Arbeit der letzten Jahre in den jeweiligen Orten und Organisationen verändern würde, der eigentliche Geburtstermin der Augsburger Hospiz- und Palliativversorgung e.V., an deren aktuellem Meilenstein unsere neue gemeinnützige Tochtergesellschaft, die alleine der AHPV gehört, die SAPV als ergänzendes Angebot nicht nur zu Euch, sondern auch zu allen anderen erbringen möchte.

Aber der Reihe nach. An jenem Tisch in Friedrichshafen vereinbarten wir, uns ab nun regelmäßig zusammenzusetzen und auszutauschen – noch mit einem gehörigen Respekt und Mißtrauen zueinander. Vertrauen muss langsam wachsen: das gilt auch in Organisationen und Netzwerken. Da wir uns nicht nur lose zu Kaffeekränzchen treffen wollten, versuchten wir quasi vom ersten Augenblick an, eine Arbeitsgemeinschaft zu gründen, was am 16. Oktober 2007 mit der »Arbeitsgemeinschaft für Sektorenübergreifende Hospiz- und Palliativversorgung Augsburg« auch Realität werden durfte. Übrigens ein schrecklicher Name im Nachhinein, finde ich, aber was Besseres fiel uns nicht ein, um das auszudrücken, was wir ausdrücken wollten: das Miteinander von Hospizarbeit und Palliativversorgung (nicht Palliativmedizin!) über alle Grenzen hinweg ...

Von Anfang an war uns klar, dass wir nicht die Einzigen in Augsburg und Umgebung sind, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Viele Menschen hatten schon viele Jahre hart dafür gearbeitet, gelitten und gelebt, dass das Sterben in unserer Region zu einem Leben und nicht zu einem Leiden bis zuletzt wird. Wir brachen 2007 nur – wie erwähnt quasi zufällig – im

Kontext dieser Regionalgeschichte auf und luden sie alle zu unseren offenen Round Table Gesprächen ein, an deren Ende – nicht zuletzt weil es immer mehr wurden, die hier die Möglichkeit des Austausch nutzen wollten – die Gründung unseres gemeinsamen Vereins stand. Ich war übrigens auch an diesem Tag im März 2009 ziemlich aufgeregt, weil wir so sehr versucht hatten, ein Miteinander trotz der Konkurrenzen, Wertschätzung statt Abwehr, Ehrlichkeit, Offenheit und viele andere Werte in unserer Satzung und im Vereinsmiteinander unterzubringen.

Inzwischen glaube ich, dass uns das, was wir damals erhofften, tatsächlich schon ein gut Teil gelungen ist: Wir sind unser Stück gemeinsamen Wegs nicht nur nebeneinander gegangen, sondern miteinander (mit unserer Vereinsstruktur und den regelmäßigen Treffen, mit unseren Fortbildungen und nun auch mit der Gründung unserer gemeinsamen Tochtergesellschaft des Vereins, der Augsburger Palliativversorgung gemeinnützige GmbH).

Als wir uns am 5. Juli 2010 beim Notar trafen, um die Gründungsurkunde der gemeinnützigen GmbH zu zeichnen – Margarethe Beck und Du als Vertreterinnen des Vereins, Michael Strauss und ich als zukünftige Geschäftsführer – fiel uns auf, dass wir vier uns schon wieder an einem Tisch trafen, um etwas zu beginnen: Die Augsburger Palliativversorgung gemeinnützige GmbH wird bei Druck dieser Flugpost im Handelsregister eingetragen, die Menschen, die dort arbeiten, benannt, die Autos bestellt und die Büroräume angemietet sein. Und wieder – wie schon 2007 und 2009 – beginnt ein neuer Wegesabschnitt. Sicher ist wohl nur, dass auch dieser nicht der Letzte sein wird.

Ich bin mir aber auch sicher, dass Ihr als Hospiz-Gruppe »Albatros«, wenn Ihr nun im Rahmen Eurer Feiern auf Eure eigenen 20 Jahre zurückblickt,



*Gestern (2007): Margarethe Beck, Irmtraud Hainsch-Müller, Michael Strauß, Christa Tischer, Eckhard Eichner, Renate Flach (v.l.n.r.) ...*



*... und heute (2010)*

viele Meilensteine auf Eurem eigenen Weg finden werdet: Erinnerungen an gute wie auch schlechte gemeinsame Tage im Verein, an Herausforderungen, Glücksmomente oder auch Enttäuschungen. Wobei ich mir sicher bin, dass bei einem Verein wie der Hospiz-Gruppe »Albatros«, die inzwischen mit ihren 20 Jahren »erwachsen« geworden ist, eigentlich

nur die guten Dinge überwiegen können.

Ich wünsche Euch in jedem Falle und von Herzen alles Gute auf Euren nächsten 20 Jahren, freue mich – auch ganz egoistisch – auf das weitere Stück Wegs mit Euch allen, des Miteinanders von ehrenamtlichen und hauptberuflichen Helfern und der weiteren Entwicklung unserer Bemü-

hungen, die palliative Versorgung von und die hospizliche Fürsorge für sterbende Menschen in unserer Region gemeinsam zu gestalten.

In diesem Sinne herzlichen Glückwunsch.



Eckhard Eichner

## Mondnacht

Es war, als hätt ' der Himmel  
Die Erde still geküsst,  
Dass sie im Blüten-Schimmer  
Von ihm nun träumen müsst ' .

Die Luft ging durch die Felder,  
Die Ähren wogten sacht,  
Es rauschten leis die Wälder,  
So sternklar war die Nacht.

*Und meine Seele spannte  
Weit ihre Flügel aus,  
Flog durch die stillen Lande,  
Als flöge sie nach Haus.*

Joseph Karl Benedikt Freiherr von Eichendorff

# FÜREINANDER UND MITEINANDER

Von der Palliativstation in die häusliche Versorgung –  
»Ich will nach Hause«



Herr P. auf dem Weg von der Palliativstation nach Hause.

**Wer kann das nicht verstehen. Wer hat den Satz von schwer erkrankten Patienten nicht schon oft gehört. Unheilbar erkrankte, sterbende Menschen wünschen sich in weit überwiegender Mehrheit so viel Zeit wie irgend möglich zu Hause verbringen zu dürfen.**

Patienten wissen, oft besser als wir Behandler, dass die Zeit die bleibt, nur noch kurz bemessen ist.

»In der Nähe des Todes wird das Leben immer sehr deutlich«, schreibt Henning Mankell in einem seiner Bücher.

**Was brauchen sterbende Menschen am nötigsten?**

Cicely Saunders sagte, dass Sterbende an körperlichen, psychischen, spirituellen und sozialen Schmerzen leiden. Sie hat diese ganzheitlichen Bedürfnisse Sterbender in dem Begriff des »Totalen Schmerzes« zusammengefasst. Zur Linderung dieses »Totalen Schmerzes« brauchen Sterbende:

- die gute Pflege des Körpers, die auch die Behandlung der Schmerzen und der Symptome beinhaltet
- Gesprächsangebote zur Bewältigung vergangener und aktueller Krisen
- Gesprächsangebote zur Sinnfindung in ihrem Leben

- Zuwendung, Besuche und das Gefühl, nicht allein sondern zu Hause zu sein.

Die letzten Lebensmonate sind vielfach von sich verändernden Beschwerden, unabhängig von der letztlich zum Tode führenden Grundkrankheit, gekennzeichnet. Diese machen nicht selten eine intensive medizinische und pflegerische Betreuung erforderlich. Wir alle wissen, wie sehr sich der Sterbeprozess in den letzten Jahrzehnten verändert hat, wie lange Sterbeprozesse dauern können. Das Sterben in unserer heutigen Zeit kann künstlich um Wochen und Monate, manchmal sogar um Jahre verlängert werden. Die Versorgung geht für Angehörige häufig über jedes Maß an Kraft. Trotz aller Liebe und Fürsorge der Angehörigen ist ein begleitendes Umfeld (Netzwerk) nötig.

Die Palliativstationen verstehen sich als ein Teil dieser Versorgungskette. Zu uns kommen die Patienten, die keine Option auf eine kurative Therapie mehr haben, Patienten für die man »nichts mehr tun« kann.

Das Hauptziel ist die gute Symptomkontrolle mit den gebotenen medizinischen Möglichkeiten und dann die Entlassung des Patienten dorthin wo er sich wohl fühlt, also zumeist nach Hause.

»Die größte Tragödie ist nicht ein schmerzvoller Tod, sondern Verlassensein«. Mutter Teresa (1910-1997) indische Ordensschwester.

Wie z. B. Herrn H., 70 Jahre, Mundbodenkrebs, mit einem Tracheostoma versorgt, verheiratet, ein Sohn 10 Jahre. Er wurde auf die Palliativstation eingewiesen, da er wiederholt massiv aus dem Mund geblutet hatte. Eine operative Sanierung war nicht mehr möglich, die Blutung war jetzt mit einer Tamponade versorgt und bei

Aufnahme nicht mehr aktiv blutend. Jeder wusste aber, dass das nächste Blutungsereignis zum Tode führen könnte.

Herr H. wollte nach Hause und so wurde gemeinsam mit der Ehefrau, dem ambulanten Pflegedienst, dem Hospizdienst und dem Hausarzt geplant, wie die häusliche Versorgung aussehen kann.

Viele Gespräche waren notwendig, die Ehefrau wurde angeleitet in die Versorgung, ein Notfallplan wurde verfasst. Für den Sohn wurde versucht eine gute kindgerechte Begleitung zu initiieren.

Zur Akutintervention für zu Hause nicht beherrschbare Krisen wurde die erneute stationäre Einweisung besprochen.

Der Notfallplan war für ihn so etwas wie ein Rettungsanker. Ein ehrenamtlicher Hospizhelfer und zwei hauptamtliche Hospizschwestern waren regelmäßig vor Ort. Neben der Begleitung des Patienten war erwartungsgemäß die Begleitung der Angehörigen das Schwierigste. Sehr gelitten hat der 10-jährige Sohn unter der Situation, und ein Nicht-mehr-aushaltenkönnen war dann auch der Grund für die erneute stationäre Einweisung, zuerst ins Krankenhaus und von dort ins Hospiz, wo er verstarb.

Oder ein anderer Fall.

Herr P. 80 Jahre, kam stationär zur Einstellung der Schmerzen und zur Behandlung seiner zunehmenden Schwäche. Er hat von palliativen Bestrahlungen und der Krankengymnastik sehr profitiert und konnte wieder nach Hause entlassen werden, wo er über Wochen stabil war. Die Hospizhelfer haben locker Kontakt gehalten und wurden erst gerufen als sich sein Zustand verschlechterte.

In der Nacht seines Todes war dann über Handybereitschaft die Hospizschwester vor Ort und konnte Beistand leisten.

Das ist eine Erfahrung, die oft gemacht wird. Familien leisten unglaublich viel für die schwerkranken Angehörigen aber das »akute Sterben« macht Angst. Ohne eine ambulante hospizliche Begleitung ist die Verlegung von der Palliativstation nach Hause häufig gar nicht möglich.

Viele Menschen stellen sich eine Palliativstation oder eine hospizliche Einrichtung als einen eher düsteren Ort vor. Wenn das Sterben so nah und

gegenwärtig ist, muss die Grundstimmung doch melancholisch und traurig sein, meint man.

Und immer wieder sind Besucher, Angehörige und neue Patienten überrascht, wenn sie dann auf ein sehr lebendiges Haus treffen – mit einem ganz normalen Alltag, mit Humor und Lachen und allem, was zu einem solchen Alltag gehört. Geborgenheit entsteht gerade durch eine solche Normalität im Tagesablauf, ohne klinischen Charakter, mit originellen und eigenwilligen Menschen, mit vielen Gesprächen, Auseinandersetzungen über alltäglichen Kleinkram, Annäherungen und auch Animositäten zwischen Einzelnen, witzigen Dialogen, viel Lachen und Humor.

Prof. Dr. phil. Werner Burgheim schreibt in seinem Buch »Qualifizierte Begleitung von Sterbenden« über

Voraussetzungen für eine gute Zusammenarbeit (Vernetzung). Zusammenarbeit bzw. Vernetzung braucht:

- Formen konstruktiver Auseinandersetzung (Aufarbeitung, Arbeitskreise)
- ein Gleichgewicht im Geben und Nehmen
- Eigenständigkeit aller Netzwerkpartner
- nicht doppelt zu leisten, sondern doppelt gut zu leisten
- Tragfähigkeit (das Netz so zu knüpfen, dass es auffängt, trägt und hält)
- Stärkung und Unterstützung kleinerer bestehender Netze

Lassen Sie uns aufeinander zugehen und ein Netz knüpfen, in dem die Hilfeangebote für schwerstkranken sterbende Menschen miteinander verbunden sind. Durch gegenseitige Hilfe entsteht Kraft und Stärke. Im Füreinander und Miteinander kann dies gelingen.

Ich habe die Hoffnung und wünsche uns, dass dadurch eine Veränderung in unserer Gesellschaft möglich ist, dass das Sterben, der Tod und die Trauer wieder mehr und mehr als Teil des Lebens wahrgenommen und nicht ausgegrenzt werden, dass wir unseren Kindern einen würdevollen Umgang mit Sterben, Tod und Trauer mit auf den Weg geben können und dass wir den Mut und die Kraft haben uns damit auseinanderzusetzen.

Ich möchte schließen mit einem Gedanken von Vaclav Havel: »Hoffnung ist nicht Optimismus. Es ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, ohne Rücksicht darauf, wie es ausgeht.«

Irmtraud Hainsch-Müller  
Palliativmedizinerin

## EINE VÖLLIG UNGEPLANTE »KARRIERE«

1986 entdeckte ich die Bücher von Elisabeth Kübler-Ross und war sehr beeindruckt von ihrer Arbeit. Auch von Cicely Saunders, die in England das erste Hospiz eröffnete, las ich. So sehr mich diese Hospizarbeit auch interessierte, beide Frauen waren schließlich Krankenschwestern bzw. Ärztinnen, also für »normale Leute« wie mich gab es da sicher nichts zu tun.

Doch dann war da im Herbst 1990 ein Artikel in der Zeitung: Hospiz-Gruppe »Albatros« in Augsburg gegründet – Interessierte werden gesucht. Eine Veranstaltung im Zeughaus sollte Informationen über die neue Gruppe, die Arbeit und Antworten auf die Fragen der Zuhörer geben. Da musste ich natürlich hin! Vielleicht gab es ja doch eine Möglichkeit auf diesem Gebiet tätig zu werden.

Es war ein sehr guter und informativer Abend. Die Hospiz-Gruppe »Albatros« war zwar noch sehr jung (vier Wochen) aber man hatte dort schon ganz konkrete Pläne und was für mich ganz wichtig war, es waren tatsächlich ganz »normale Leute«, die sich riesig über das große Interesse an der Hospizarbeit freuten. Meine Fragen durfte ich alle stellen und man

brauchte auch keine Krankenschwester zu sein um mitarbeiten zu können. Allerdings, aber das war ja selbstverständlich, musste man eine Ausbildung zur Hospizhelferin machen. Ein entsprechendes Seminar war bereits in Vorbereitung und man konnte sich auch gleich anmelden. Obwohl ich sonst eher nicht so spontan bin und lieber noch mal überlege, sagte ich hier sofort zu. Selten war ich so überzeugt das Richtige zu tun. Und so wurde ich nach der Ausbildung also Hospizhelferin und Mitglied der Hospiz-Gruppe »Albatros«.

Sie können sich vorstellen, in einem so jungen Verein tat sich natürlich ständig etwas Neues und deshalb gab es mehrmals im Jahr Versammlungen, um über die aktuellen Entwicklungen zu informieren. Auf einer solchen Versammlung wurde auch die Idee geboren, den Mitgliedern Geburtstagsgrüße zu schicken. Alle begrüßten dies, aber es fand sich niemand der die Glückwünsche schreiben wollte. Also meldete ich mich, denn bei ca. 40 Mitgliedern konnte das ja nicht so aufwändig sein. Nun hatte ich also öfter mit dem Büro zu tun, um über die »Geburtstagskinder« auf dem Laufenden zu sein.

Die Hospiz-Gruppe hatte nun einen guten Boden und entwickelte sich stetig weiter. Das hatte natürlich auch Auswirkungen auf die Mitgliederverwaltung und das Aufzeichnen der Begleitungen. Das Einzimmerbüro war zu klein, die Arbeit rein ehrenamtlich nicht mehr zu schaffen und für die Seminare kein geeigneter Raum vorhanden. Deshalb wurden neue Räume und hauptamtliche Mitarbeiterinnen gesucht. Mein jüngster Sohn war inzwischen 16 Jahre alt und so schien mir der Zeitpunkt geeignet, etwas Neues zu beginnen. Ich bewarb mich um eine Stelle und wurde im Oktober 1992 Teilzeitkraft in der neuen Geschäftsstelle in der Völkstraße. Der »Geburtstagskalender« war schon vorher mehr oder weniger unleserlich geworden und mein Mann hatte mir einen Computer verordnet. Das war nicht unpraktisch, denn diese Kenntnisse konnte ich jetzt gut gebrauchen. Es folgte eine aufregende, faszinierende Zeit. Hospizhelferin war ich übrigens immer noch und lernte durch die Begleitungen Menschen kennen, die einen tiefen, bleibenden Eindruck hinterließen.

Es war Herbst 1997 als wieder eine Neuerung anstand. Der Vorstand beschloss, dass ein Verein von dieser Größe (inzwischen 265 Mitglieder)



Doris Schneller

nun eine Geschäftsleitung haben sollte, die bestimmte Aufgaben wie Förderanträge, Jahresberichte, Statistik und später die elektronische Gehaltsabrechnung und die Spendenabwicklung übernehmen sollte. Ich wurde gefragt, ob ich mir diese erweiterte Tätigkeit vorstellen könnte. Das überlegte ich mir gut, es bedeutete auch große Verantwortung. Aber schließlich gab die Freude an der Arbeit und die ganz besondere Kollegialität untereinander den Ausschlag zur Zustimmung.

Ich sollte diesen Entschluss nie bereuen und bin nun seit 13 Jahren die Geschäftsleiterin der Hospiz-Gruppe »Albatros«. Nie hätte ich mir das 1990 vorstellen können. Ich glaube (und hoffe) ich bin eben am »richtigen« Platz und deshalb fügte sich alles so wunderbar ineinander.

In den 20 Jahren seit der Gründung hat sich vieles entwickelt und verändert. Zahlreiche Projekte wurden ins Leben gerufen, neue Kontakte und Verbindungen geschaffen. Wir

haben uns in Augsburg und darüber hinaus durch unsere Arbeit einen ausgezeichneten Ruf erworben und es ist ein schönes Gefühl, ein Teil dieser nun großen und bekannten Einrichtung zu sein.

Doris Schneller

## TOD – TRAUER – TRAUERBEGLEITUNG

Bedenkt, den eigenen Tod den stirbt man nur, doch mit dem Tod des anderen muss man leben.

Mascha Kaléko

»... mit dem Tod des anderen muss man leben«

Dass dies eine große Herausforderung ist, erfahren Trauernde sehr schnell und ebenso, dass ihnen diese Lebensleistung niemand abnehmen kann. Auch wir vom Hospiz können dies nicht. Trauernde auf ihrem oft steinigen Weg begleiten bedeutet eher: Da-Sein, zuhören, geschützten Raum anbieten für sehr unterschiedliche, manchmal nur noch als chaotisch empfundene Gefühle, einen Platz, wo all das Unfassbare, Unsagbare vielleicht doch zumindest teilweise ausgesprochen, ausgelebt werden kann. Trauer hat ganz viele Gesichter, die oft unvermittelt schnell wechseln können: Trauer, Wut, Verzweiflung, Enttäuschung, Nicht-glauben-wollen, Nicht-verstehen-können, gute und weniger gute Erinnerungen, Träume, Dankbarkeit, Weinen, Lachen (ja auch Lachen!), Vorwürfe (sich selbst, anderen und/oder dem/der Verstorbenen gegenüber), tausend Fragen, immer wieder dieses »warum«, erzählen wollen, wieder leben wollen, und ...

Draußen im »Alltag« ist dafür oft wenig Platz, sowie manchmal auch wenig Verständnis und viel Hilflosigkeit. »Das Leben muss ja weitergehen!«

So entstand die Idee, im Hospiz ein geschütztes Umfeld für Trauernde anzubieten. Seit den Anfangsjahren der Hospizarbeit gibt es

- Einzelbegleitung durch speziell ausgebildete Ehrenamtliche und einen
- Trauergesprächskreis, in dem besonders der Austausch unter den Betroffenen ermöglicht werden soll.

Im Laufe der Jahre kamen dazu

- Gedenkgottesdienste
- Meditation (in der Gemeinschaft fällt es meist leichter zur Ruhe und zu sich zu kommen)
- Tagesseminare und Begegnungen, so wie das
- Trauercafe gegen Vereinsamung und für neue gesellige Kontakte (»Allein gehe ich nicht ins Cafe«) und
- Qigong (sanfte körperliche Übungen, die dem Körper helfen aus der Erstarrung wieder in lebendige und energiegeliche Beweglichkeit zu kommen).

Aus diesem Angebot können Trauernde sich das für sie Passende aussuchen und nach eigenem Wunsch kombinieren. Trauerwege sind so individuell wie die trauernden Menschen. Diese Individualität gilt auch für die Zeit. Manche Trauernde kommen bald nach dem Tod eines nahestehenden Menschen, manche erst nach Jahren, manchmal sogar nach Jahrzehnten. Und wenn Sie jetzt nach dem Alter fragen, so ist auch dies breit gefächert. Naturgemäß sind ältere Menschen öfter vom Tod eines Angehörigen betroffen, aber auch junge Menschen müssen sich mit dem Verlust auseinandersetzen: die jüngste Witwe war gerade mal zwanzig Jahre alt und Eltern sterben nicht immer erst im hohen Alter.

Christine Seifried  
Familietherapeutin und  
Trauerbegleiterin

# RUNDER TISCH IM DIAKO

»Mit dir erstürme ich Wälle, mit meinem Gott überspringe ich Mauern.«

Psalm 18,30

Um ehrlich zu sein, am Anfang gab es durchaus Mauern. Mauern in den Köpfen und auch in den Herzen von uns Mitarbeitenden im diako – die stadtklinik. »Was will die Hospiz-Gruppe bei uns – was kann sie leisten, was wir nicht auch können – brauchen wir jemanden von außen, der uns und unsere Arbeit vielleicht sogar kritisch beäugt?« Aller Anfang ist nicht leicht, und leicht haben wir es den haupt- und ehrenamtlichen Hospizhelfern auch nicht immer gemacht. Vor acht Jahren begann die Zusammenarbeit mit zwei regelmäßigen Besuchen pro Woche auf Station. Die sympathische Art und Weise dieser Begegnungen, das persönlich offene und warmherzige, verbindliche und doch unaufdringliche Verhalten der Hospizhelfer »der ersten Stunde« hat das Eis gebrochen, dafür gesorgt, dass unsere – unausgesprochenen – Mauern überwunden wurden. Aus einem ersten vorsichtigen Abtasten wurde eine enge Zusammenarbeit, die bis zu einzelnen persönlichen Freundschaften reicht.

In den ersten Jahren gestalteten sich die Kontaktaufnahmen wenig koordiniert und reflektiert, wir Schwestern und Pfleger auf Station entschieden häufig »aus dem Bauch heraus«, für welchen Patienten eine Begleitung durch das Hospiz in Frage käme. Das Wissen um den Wert der Hospizarbeit musste bei uns erst wachsen und reifen. Zu Beginn war man eher zögerlich mit der Nennung von Patienten, beschränkte sich auf letzte Lebensphasen, empfand das Hospiz wohl auch als ein »mit der Tür ins Haus fallen – jetzt geht es zu Ende«. Mit der Zeit lernten wir dazu, lernten auch die Grenzen unserer eigenen Arbeit richtig einzuschätzen, und dass das Hospiz keine Konkurrenz, sondern eine wertvolle Ergänzung unseres Tuns darstellt. In einem sich rasch verändernden Gesundheitswe-

sen mit erheblich verkürzter Aufenthaltsdauer im Krankenhaus sind unsere Möglichkeiten begrenzt. Über die akute Therapie hinaus müssen häufig rasch weitreichende Entscheidungen getroffen werden. Dies betrifft die medizinische, pflegerische, psychologische und seelsorgerische Betreuung des Patienten zu Hause, aber nicht weniger wichtig auch die Begleitung seines sozialen Umfeldes, seiner Familie. Dies bedarf eines kompetenten Partners, der um die stationären Entscheidungsprozesse weiß, den nahtlosen Übergang nach Hause mitgestaltet und dort weiterhin mit Rat und Tat zur Seite steht. Im Hospiz haben wir diesen für alle Beteiligten so wichtigen Partner in idealer Weise gefunden.

Die gesammelten Erfahrungen mündeten vor zwei Jahren in der Einführung einer wöchentlichen Hospizbesprechung auf unserer Station, initiiert von der onkologisch belegärztlichen Praxis im diako, Dres. Slawik/Oetzel/Plath. Der Teilnehmerkreis umfasst dabei neben dem Belegarzt die zuständigen Bereichspflegekräfte, eine Mitarbeiterin der Hospizgruppe (wechselnd Renate Flach und Romana Frommelt), die evangelische und die katholische Krankenhauseelsorgerin, sowie die Case-Managerin (regelt auf Station die Überleitung bei Entlassung). Hier wird jeder Patient, der dem Bereich Palliative Care zugeordnet werden kann, umfassend besprochen, wobei ein Schwerpunkt auf der frühzeitigen Kontaktaufnahme durch die Hospizgruppe liegt. Gemeinsam mit dem Case-Manager können Szenarien für zu Hause entwickelt und den Patienten und seinen Angehörigen Wege eröffnet werden. Gerade das baldige Gespräch und die Einbringung der Erfahrung des Hospizes erleichtert den Übergang nach Hause. Die Rückmeldung über ambulant betreute Patienten bereichert wiederum unsere stationäre Arbeit und erweitert unseren Erfahrungsschatz. Es ist zu Hause oft viel mehr möglich – und gut möglich – als wir uns das auf Station vorstellen können.

Wie geht es weiter? Der Austausch von Informationen und deren Dokumentation im Rahmen der Hospizbesprechung bedarf laufender Weiterentwicklung, auch über den internistischen Bereich hinaus. Zudem planen wir, gemeinsam mit Albatros, die Kontaktaufnahme mit den Hospizgruppen der näheren Umgebung. Vereinzelt fanden auch bisher bereits Überleitungen statt, dies soll nun durch persönliche Begegnung intensiviert werden. Als drittes wäre die Schulung der Angehörigen über einen breit gefächerten Themenbereich zu nennen, dies wurde ärztlicherseits angeregt und ist für nächstes Jahr angedacht.



»Rudern zwei ein Boot,  
der eine kundig der Sterne,  
der andere kundig der Stürme,  
wird der eine führen durch die Sterne,  
wird der andere führen durch die Stürme,  
und am Ende, ganz am Ende,  
wird das Meer in der Erinnerung blau sein.«  
Reiner Kunze

Nach wie vor ist gelegentlich Sand im Getriebe. Das Hospiz ermutigt uns dabei, den Blick über den Tellerrand immer wieder neu zu wagen. In dieser wohlthuenden und verlässlichen Partnerschaft erstürmen wir Wälle, zum Wohle der Menschen, die uns gemeinsam anvertraut sind.

Jürgen Gäßler  
Stationsleitung

# MEINE BEGEGNUNG MIT STERBEN UND TOD

Meine Begegnung mit der Hospiz-Gruppe »Albatros«



Angst und Freude

*Vielleicht können Sie beim Betrachten meines Bildes auch ein wenig davon spüren – Leichtigkeit, Hoffnung, Schmerz darf sich auflösen – eine Ahnung von Licht und Frieden.*



Dunkelheit und Licht

*Als ich es malte, spürte ich die Dunkelheit als etwas, was auch beschützend wirken kann, gar nicht bedrohlich.*

*Über Malkreiden drücke ich intuitiv die Energien aus, die ich erspüre. So durfte ich erfahren, dass manche Menschen über meine Bilder Zugang zu ihren (manchmal alten, teilweise unbewussten) Gefühlen bekommen und damit Erkenntnisse und Veränderungen möglich werden.*

*Vielleicht kann der/die eine oder andere über meine Bilder auch einen leichteren Zugang zu den Themen Sterben und Tod bekommen; vielleicht kann dadurch eine Begegnung mit Sterben und Tod stattfinden, die zu einer Begegnung mit der Hospiz-Gruppe »Albatros« führt. Es würde mich freuen.*

Im März diesen Jahres sollte ich eine Erfahrung machen, die so manche Veränderung in mein Leben brachte.

## Aliza

Aliza – ein Baby wurde geboren.

Aliza kommt aus dem Hebräischen und bedeutet Glück und Freude. Ihre Eltern erfuhren bereits in der 28. Schwangerschaftswoche, dass ihr Kind durch eine schwere Missbildung nur eine minimale Lebenserwartung von einem Tag haben werde.

Trotz dieser aussichtslosen Diagnose durfte Aliza auf die Welt kommen.



Aliza

Ja und dann geschah das Wunder – Aliza erblickte das Licht der Welt und blieb 31 Tage mit ihren Eltern zusammen.

Eine kleine Familie war entstanden – viele Gefühle – ganz nah beieinander – durften sie erleben – das Wunder einer Geburt, Liebe, Traurigkeit und Abschied.

In dieser Zeit entstanden viele neue Beziehungen, sicherlich auch Freundschaften – Aliza hat viele Menschen bereichert – auch mich.

Ich durfte sie kennenlernen, als sie bereits gestorben war.

Ein unbeschreibliches Gefühl der Ruhe, ja eine gewisse Erhabenheit ging von diesem Kind aus – ich spürte die tiefe Verbundenheit der Eltern zu ihrem Kind; es war sehr beeindruckend für mich, diese Größe zu erleben, die vielen liebevollen Gesten, die Alizas letzten Weg begleiteten. Menschen fanden sich durch dieses Kind – ich war tief berührt.

Mit diesem Gefühl ging ich nach Hause und hatte den Wunsch, das was ich erlebte, fühlte, zu malen. So entstand mein Bild Aliza – geboren um wieder zu gehen.

»Aliza – dein Licht wird ewig strahlen; es mag irgendwann leichter werden, aber es wird nie ganz erlöschen. Du hast uns gezeigt, was möglich ist. Du hast uns berührt und Menschen zusammengeführt. Du bist in unseren Gedanken, du lebst in meinem Bild und wirst damit noch viele Eltern berühren, ganz besonders Mütter mit einem ähnlichen Schicksal. Deine Seele lässt uns eine Weisheit ahnen, die uns wieder einfach werden lässt. Du hast gekämpft und gewonnen. Gewonnen die Liebe der Menschen, die sie in Erinnerung an dich weitergeben werden.«

Diese Erfahrung mit Alizas Sterben hat in mir den Wunsch geweckt, Kontakt mit der Hospiz-Gruppe »Albatros« aufzunehmen. Ich wollte mehr erfahren, andere Facetten des Sterbens kennenlernen. So beschloss ich, die Grundausbildung zur Hospizhelferin zu machen. Ein Kurs den ich über mehrere Wochen besuchen konnte. Viele neue Eindrücke – liebenswerte, kraftvolle Menschen kennenlernen – gemeinsam Gefühle erleben, erfahren, wie sie jeder beim Tod eines lieben Menschen durchlebt. Eine Gruppe wächst, wächst zusammen, man freut sich auf die gemeinsamen Stunden, auch wenn es um so ernste und traurigen Themen wie das Sterben geht. Verständnis entsteht und am Ende des Kurses ist klar – wir machen miteinander weiter. Vielleicht gelingt es dem einen oder anderen, den Gedanken und die Arbeit der Hospiz-Gruppe »Albatros« mitzutragen.

Mit dieser Erfahrung habe ich während unserer Ausbildung versucht, Gefühle von Sterbenden zu malen.

Christa Beck